

Nicole Bachmann, geboren 1964 in Basel, Studium der Psychologie und Sozialarbeit in Fribourg, Doktor der Gesundheitspsychologie, Universität Zürich, Weiterbildung in Montréal, CA. Heute arbeitet sie als selbstständige Gesundheitswissenschaftlerin, Autorin von Fachbüchern und Schriftstellerin. Sie lebt, arbeitet, musiziert und fährt Velo in Bern und Umgebung, einer Region, der sie in treuer Hassliebe zugeneigt ist.

NICOLE BACHMANN

Endstation Bern

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Zum Gedenken an meine Freundin Regula Brunschwiler

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
© 2014 Nicole Bachmann
Umschlagfoto: © Beat Suter, www.vfgonline.ch/beatsuter
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Irène Kost, Biel/Bienne (CH)
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-388-8
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmässig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Altas, Bern.

*«The winds of change
so mean and strange ...»*

Eddy Clearwater, «Reservation Blues»

Montag, 17. September

Das Leben geht weiter, auch wenn es nicht perfekt ist. Das war mein Mantra, das ich mir in den ersten Wochen nach Philipps Abreise unablässig vorsagte, um mich aufzumuntern. Ehrlich gesagt, die Wirkung war bestenfalls mässig. Es war genau das passiert, was ich um jeden Preis hatte vermeiden wollen: Ich hatte mich verliebt, er hatte mich verlassen – wenn auch unfreiwillig –, und ich fühlte mich, als ob man mir einen Teil meines Körpers amputiert hätte.

An jenem Nachmittag sass ich zusammen mit meiner Freundin Helga Sommer in der Cafeteria des Spitals Walmont. Vor einem Jahr war ich zur Leiterin der Zwei-Personen-Forschungsabteilung des Walmont befördert worden und liebte sowohl meine Arbeit wie auch meinen Arbeitsort. Mit Helga, die unseren Hebammendienst leitete, verband mich eine langjährige Freundschaft, auch wenn wir uns von Zeit zu Zeit heftig stritten. Sie vertrat die Seite der Esoterik, ich diejenige von Zufall und Wahrscheinlichkeit. Im Grunde war sie ein nüchterner Mensch, und ich hatte einen peinlichen Hang zur Romantik, nur hätten wir das nie voreinander zugegeben.

Wir schauten griesgrämig in den verregneten Park hinaus. Es war der Tag, bevor der erste Mord geschah, und noch ahnte ich nicht, dass sich meine Kümmernisse schon bald in Luft auflösen würden – grob beiseitegewischt von wichtigeren Dingen wie Todesangst oder dem alles beherrschenden Willen, am Leben zu bleiben.

«Warum bist du eigentlich so schlecht gelaunt?», fragte Helga. Ich mochte ihre Frage nicht und erst recht nicht den Blick, mit dem sie mich bedachte.

«Ich bin nicht schlecht gelaunt.»

Die stattliche Bergulme direkt vor unserem Fenster bog sich

im Wind. Der Boden war bedeckt mit Laubblättern, die Wind und Regen heruntergefegt hatten. Ein lausiger Sommer war nun definitiv in einen stürmisch-nasskalten Herbst übergegangen. Seit zwei Wochen regnete es mehr oder weniger ununterbrochen, die Aare war eine braune Flut, und ich verliess meine Wohnung nur, wenn es nicht anders ging. Meine letzte Biketour im Gantrischgebiet hatte ich vor einer Ewigkeit gemacht. Ich hatte sogar den Herbstzug der Wespenbussarde in Richtung Süden verpasst – ein klares Zeichen, dass es schlecht um mich stand.

«Es ist dieser Regen», sagte ich endlich.

Wir wussten beide, dass das nur ein kleiner Teil der Wahrheit war. Nach Philipps Abreise in Richtung Québec hatte ich mich zunächst in die Arbeit gestürzt und einige Wochen lang Zwölf-Stunden-Schichten geschoben. Ich hatte für mich ganz alleine dreigängige Nachtessen gekocht und guten Wein dazu getrunken. Ich hatte mir Blumen gekauft und jeden Samstag meine Wohnung geputzt und aufgeräumt. Irgendwann war diese trotzig Energie verpufft, und ich hatte mich auf einen Schlag müde und ernüchtert gefühlt. Und verlassen.

«Und wann fährst du endlich zu Philipp in die Ferien?», nahm Helga ihr Verhör wieder auf.

«Gar nicht.»

«Du hast mir doch erzählt, dass du dringend Ferien einziehen musst.»

«Schon.»

«Habt ihr euch etwa getrennt?»

«Haben wir uns getrennt? Ja, wie willst du denn das nennen, wenn du hier hockst und dein Liebster in Montréal? Und das für die nächsten hunderttausend Tage?»

«So lange dauert es auch wieder nicht. Noch ein gutes Jahr, nicht? Aber jetzt sag schon: Weshalb willst du ihn nicht besuchen?»

«Können wir auch mal über etwas anderes reden? Du nervst, Helga!»

Ich sah ihr an, wie viel Mühe es sie kostete, nicht weiter in

mich zu dringen. Sie war ganz sicher in einem früheren Leben Chef-Inquisitor gewesen, auch wenn sie sich lieber als Hildegard von Bingen sah.

Ich hatte mich im vergangenen Sommer in Philipp Laval, Oberarzt der Geriatrie im Walmont, verliebt, und wir waren kurze Zeit ein Paar gewesen. Bis zu dem Zeitpunkt, als er sich entschloss, für achtzehn Monate nach Montréal zu gehen. Der Entscheid war nicht ganz freiwillig zustande gekommen, immerhin das. Seine Eltern hatten versucht, Philipp auf die einzig richtige Berufslaufbahn zurückzubringen. Seine Arbeit als Geriater war in ihren Augen eine Schande für die Familie, die seit drei Generationen Chirurgen von Weltrang hervorgebracht hatte. Nachdem eine seiner Patientinnen bei einer Routineoperation gestorben war, hatte Philipp von der Chirurgie zur Geriatrie gewechselt und in diesem Fachgebiet seine Berufung gefunden. Seine Eltern hatten danach jahrelang kein Wort mehr mit ihm gesprochen.

Clever waren die beiden, das musste man ihnen lassen. Sie hatten dem Spital Walmont acht Komma fünf Millionen Franken in Form eines Stiftungsfonds zur Weiterentwicklung der geriatrischen Chirurgie angeboten. Einziger Haken: Die Stiftung ging nur unter der Bedingung an das Walmont, dass Philipp die neu eingerichtete Stelle als Oberarzt der Chirurgie besetzte. Zusammen mit unserem Direktor Merian hatte er eine Lösung gefunden: Er trat die Stelle als Oberarzt an und wurde bereits am zweiten Arbeitstag für ein Hilfsprojekt nach Kanada ausgeliehen. Er zog also dorthin, arbeitete mit den «First Nations», den Ureinwohnern Kanadas, erlebte Abenteuer und Heldentaten. Und ich blieb zu Hause, ganz die holde Maid, und wartete auf die Rückkehr des Helden. Diese Vorstellung war mir zutiefst zuwider.

«Ach, da ist ja Holger», sagte Helga.

Reines Ablenkungsmanöver, dachte ich, während ich mich nach Holger Grimm umschaute, dem Chefarzt unserer Kinderklinik, der mit grossen Schritten auf uns zukam.

«Warum hast du eigentlich keinen Piepser, Lou, ich habe dich überall gesucht», rief Holger laut schnaufend, und zu Helga: «Hallo, Helga, wie geht's?»

«Was ist denn los?», fragte ich.

«Ich brauche dringend deine Hilfe. Komm bitte mit.»

Seine Brust hob und senkte sich, als ob er gerannt wäre.

«Jetzt gleich?»

Als Antwort packte er mich am Arm und zog mich unsanft auf die Beine. Sein Griff tat mir weh.

«Lass mich los, Holger, du tust mir weh.»

«Kommst du jetzt?», fragte er bloss.

«Was ist passiert?», fragte ich und bekam auch dieses Mal keine Antwort.

«Geh nur, Lou. Ich räume deine Sachen weg», sagte Helga. Ihre Augen glitzerten vor Neugierde. Sie gehörte zu den wenigen Personen, die wussten, dass Holger und ich vor ein paar Jahren für kurze Zeit ein Liebespaar gewesen waren. Holger eilte bereits mit grossen Schritten davon, sodass ich laufen musste, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Er war hochgewachsen und massig, ohne dick zu sein. Seine kleinen Patienten nannten ihn manchmal Bär, und das passte perfekt. Etwas musste ihn verstört haben. Er war normalerweise ein ruhiger, aufmerksamer und sanfter Mensch.

Das Walmont war das älteste und grösste Privatspital der Stadt Bern, wunderschön gelegen in einem Park mit mächtigen alten Bäumen und einem Teich, der im Sommer mit Libellen und Fröschen belebt war. Letztes Jahr brütete in der Wildrosenhecke im südlichen Teil des Parks sogar ein Nachtigallenpärchen. Alle Fenster unserer Klinik liessen sich öffnen, und ich bin der festen Überzeugung, dass ein guter Teil unserer hervorragenden Heilungsquote auf den Gesang der Vögel zurückzuführen ist. Unser Spital war 1832 von einer ebenso wohlhabenden wie wohlthätigen Adligen gegründet worden. Im alten Gebäude hat nun gerade noch ein Teil der Administration Platz. Der Neubau, der direkt daneben errichtet wurde, war innen wie aussen

hypermodern gestaltet. Gemäss der Stiftungsurkunde sollte sich die Frauenheilanstalt Walmont der Pflege von Frauen, Kindern und Armen widmen. Im Verlauf der letzten Jahrzehnte hatte das Walmont einiges von der ursprünglich vorgesehenen Wohltätigkeit verloren. Aber noch immer gab es sieben Abteilungen bei uns, auch wenn sich zwei davon – die Kinderklinik und die Geriatrie – finanziell nicht rechneten.

Holger und ich liessen den Lift links liegen und nahmen die Treppe. Seit der Revision der Liftanlage vor ein paar Wochen hatten sich die Wartezeiten mehr als verdoppelt. Wer vor einem Lift stand und wartete, war entweder Patient oder absolvierte gerade seinen allerersten Arbeitstag im Walmont. Alle übrigen gingen zu Fuss die Treppen hoch und runter.

In der Kinderklinik hatte man sich über die strengen Designvorgaben des Architekten hinweggesetzt. Anstelle der kühlen Farbgebung und der edlen Designmöbel, die eine Aura von Eleganz und Hightech ausstrahlen sollten, herrschte hier das fröhliche Chaos. Die Wände waren bedeckt von unzähligen Kinderzeichnungen und Disney-Filmplakaten. Überall lagen Plüschtiere, Legobausteine und Spielzeugautos herum.

«Jetzt sag schon: Was ist los?», fragte ich zum dritten Mal, als wir in Holgers Büro angelangt waren und er die Tür hinter uns zugezogen hatte.

«Es geht um ein kleines Mädchen», sagte Holger, «sie heisst Josephine Bauer.»

«Und?»

«Seit sie vor vier Tagen bei uns eingetreten ist, geht es ihr immer schlechter. Wir machen, was wir können, aber ich befürchte, wir haben nicht mehr viel Zeit, und ich habe bisher nicht die geringste Ahnung, was ihr fehlt. Ich habe sie auf die üblichen Krankheiten hin untersucht, habe Dutzende Bluttests gemacht, Ultraschall, MRI von Magen und Darm, ein CT des Kopfs ... das ganze Programm: alles negativ. Auf die Medikamente, die ich ihr bisher gegeben habe, reagiert sie auch nicht.»

Sein Telefon klingelte. Rasch schaute er auf das Display

und drückte den Anrufer weg. Holger war ein warmherziger Mensch, aber er hatte in seinem Beruf schon viele Kinder sterben sehen. Ich verstand noch immer nicht, was ihn so beunruhigte.

«Ihre Mutter ist wütend auf mich, weil wir noch nicht herausgefunden haben, was der Kleinen fehlt», fuhr Holger fort. «Sie sagt, ihr Kind wurde krank, nachdem sie das Milchpulver gewechselt hatte. Sie will eine Millionenklage gegen die Firma vorbereiten.»

«Geht es ihr ums Geld?»

Holger schüttelte den Kopf. «Ich glaube, das ist ihre Art, mit der Angst umzugehen. Und vielleicht auch mit ihren Schuldgefühlen. Mich will sie übrigens persönlich zur Verantwortung ziehen, falls ihre Tochter sterben sollte. Sie habe Geld und einen guten Anwalt, hat sie mir mitgeteilt.»

«Ach? Was auch immer passiert, irgendjemand muss dafür verantwortlich sein? Und natürlich sind immer alle anderen schuld?» Solche Leute machten mich unglaublich wütend.

«Was auch immer ihrem Mädchen fehlt, das Milchpulver ist jedenfalls nicht die Ursache davon. Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Kleine eine ansteckende Krankheit hat», fuhr Holger fort.

«Wie kommst du darauf?»

«Es ist das gesamte Bild ... Ich weiss auch nicht genau. Aber ich wette mit dir ...» Er verstummte.

«Was?»

Holger seufzte und gab keine Antwort.

«Wenn es eine übertragbare Krankheit ist, müssen wir das Mädchen isolieren und die nahen Bezugspersonen des Kindes untersuchen», sagte ich.

«Das weiss ich auch, Lou, ich bin ja nicht blöd. Ich habe Josephine heute Morgen in ein Einzelzimmer verlegen lassen.»

«Und wie geht es dieser Frau Bauer? Wirkt sie krank auf dich? Und der Vater?»

«Bisher habe ich nur Frau Bauer gesehen. Ihr Mann ist für ein paar Tage bei einer Konferenz in Genf. Sie sagt, sie und ihr Mann seien beide völlig gesund. Ich habe versucht, sie zu

überreden, die üblichen Tests machen zu lassen, aber sie ist nicht kooperativ.»

«Du solltest sie trotzdem untersuchen lassen. So schnell wie möglich.»

«Ich kann sie nicht dazu zwingen. Kannst du mal mit ihr reden? Wie gesagt – auf mich reagiert sie sehr aggressiv.»

«Wieso ich, jemand aus der Forschungsabteilung?»

«Sag doch einfach, dass du Spezialistin für ansteckende Krankheiten bist. Stimmt ja auch.»

Mit meiner Ausbildung in Epidemiologie wusste ich tatsächlich einiges über übertragbare Krankheiten, von der Grippe über den Gebärmutterhalskrebs bis zu Ebola. Aber ich war Sozialwissenschaftlerin und keine Ärztin. Holger zuliebe gab ich nach. Mit ungutem Gefühl allerdings. Ich glaubte nicht, dass ich für diese Frau Bauer so viel Verständnis aufbringen konnte wie er.

«Ach ja, bevor ich es vergesse, ich habe Frau Bauer gefragt, ob ihre Tochter mit sonst jemandem engen Kontakt gehabt habe. Mit jemandem, der krank war», fuhr Holger fort, und etwas an seinem bemüht beiläufigen Tonfall liess mich aufhorchen.

Ich nickte ihm auffordernd zu.

«Sie sagt Nein.»

«Ja und?», fragte ich ungeduldig.

«Ich glaube, sie lügt.»

«Bist du sicher? Warum sollte sie?»

«Keine Ahnung.»

«Ihr Kind ist sterbenskrank, und sie verschweigt dir eine wichtige Information? Irrst du dich nicht?»

«Natürlich könnte ich mich irren!», fuhr er wütend auf. «Und das Problem ist: Ich will nicht noch mehr Ärger mit Schneider.»

Ich seufzte. Roger P. Schneider – ein weiteres Problem, das wir irgendwie lösen mussten. Unser Direktor, Roland Merian, hatte nach siebzehn Jahren Walmont beschlossen, dass er sich ein Sabbatical verdient habe. Er würde seine Studien in Medizinethnologie wieder aufnehmen, die er vor mehr als vierzig

Jahren abgebrochen hatte, und ein halbes Jahr in Nepal und Indien verbringen. Als seinen Stellvertreter hatte der Stiftungsrat des Walmont einen jungen, unsympathischen, karrieregeilen Nichtsnutz angestellt, der uns seit Merians Abreise das Leben schwer machte. Roger P. Schneider hatte zwei Jahre als Assistenzarzt im Kantonsspital Aarau gearbeitet und danach an der Hochschule St. Gallen in Rekordzeit Betriebswirtschaft und Management studiert. Personalgeschäfte waren eigentlich vertraulich, aber schon wenige Tage, nachdem die Entscheidung zugunsten von Schneider gefallen war, hatte das Gerücht die Runde gemacht, Merian sei im Stiftungsrat von den anderen Mitgliedern überstimmt worden. Seit Jahren drängten drei der fünf Mitglieder des Stiftungsrats auf Veränderungen in der Geschäftsführung des Walmont und malten die finanzielle Zukunft unseres Spitals in den düstersten Farben.

Bereits eine Woche nach Merians Abreise informierte dieser Schneider uns darüber, dass seine Aufgabe darin bestehe, die finanzielle Rendite des Walmont zu erhöhen, und dass ein Spital sich nicht grundsätzlich von einem anderen Unternehmen unterscheide. Was sich nicht rentiere, müsse leider abgestossen respektive geschlossen werden. Wie allen bekannt sei, stehe ihm nur wenig Zeit zur Verfügung, um die notwendigen Veränderungen zu initiieren, aber er habe glücklicherweise im Verlauf seines Studiums bereits geeignete Instrumente entwickelt, die er nun implementieren könne. Er sei sich bewusst, dass jede Änderung auch Ängste auslösen könne. Deshalb stünde sein Büro für unsere Anliegen immer offen. Es sei sein Wunsch und sein Bedürfnis, dass alle Mitarbeitenden des Walmont an diesem wichtigen Projekt mitarbeiten und alle an einem Strang ziehen würden.

Merian hatte bisher allen Veränderungsprozessen stur standgehalten. Im Walmont gab es keine unnötigen Hierarchiestufen, keine Matrixorganisation, keine teuren Personaltrainer und keine hochtrabenden Portfolio-Analysen. Unser Logo stammte noch aus den tiefen siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Aber das war jetzt alles Geschichte. Schneider hatte sich zum

Ziel gesetzt, unseren ganzen Betrieb auf den Kopf zu stellen. «Optimieren» nannte er das.

Zunächst hatten wir uns über Schneider amüsiert, dann empört, und in der Zwischenzeit hatten die meisten Mitarbeiter des Walmont nur noch Angst vor ihm. Ein kleiner Rest leistete Widerstand, und dazu gehörten Helga, Holger und auch ich. Als Folge von Schneiders neuestem Plan sind sowohl Helga wie auch Holger endgültig auf die Barrikaden gestiegen. Schneider beabsichtigte, die Kaiserschnitt-Rate im Walmont innerhalb eines Jahres zu verdoppeln, da ein geplanter Kaiserschnitt deutlich mehr Gewinn einbringe als eine möglicherweise vierzehn Stunden dauernde natürliche Geburt. Was viele Eltern nicht wissen: Nach einem Wunschkaiserschnitt ist das Risiko eines Atemnotsyndroms für die Neugeborenen deutlich erhöht. Das bedeutet, dass die Kleinen statt an Mutters Brust in der Intensivstation landen. Holger musste mit seiner Kritik allerdings vorsichtig sein. Gemäss aktuellem Walmont-Gerücht stand er ganz zuoberst auf Schneiders Abschussliste, da er sich keinen Deut für die Finanzen interessierte und das Wohl seiner kleinen Patienten über alles andere stellte.

«Wie gesagt – ich weiss nicht, an welcher Krankheit Josephine leidet», fuhr Holger fort, «aber ich bin mir sicher, dass es etwas Ansteckendes ist und verdammt aggressiv dazu. Ich möchte, dass du dir die Kleine anschaust, Lou.»

Fluchen war normalerweise auch nicht Holgers Art. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

«Weisst du was?», sagte er mit einem komischen Lachen in der Stimme. «Wenn wir uns nicht beeilen, stirbt die Kleine, bevor wir eine Diagnose haben, und ich kann nichts verrechnen als ihren Tod. Das ist nicht gut fürs Geschäft. Schneider wäre gar nicht zufrieden.»

Sein zynischer Ton gefiel mir nicht. Ich legte meine Hand auf seinen Arm. Holger blickte überrascht auf. Die Berührung weckte Erinnerungen. Auch bei ihm, das konnte ich in seinen Augen lesen. Ich zog hastig meine Hand zurück. Ein angespanntes Schweigen entstand. Viel zu intim. Entschlossen wandte ich mich wieder unserer Arbeit zu.

«Vergiss Schneider und die gesamte Bürokratie und konzentriere dich auf dieses Mädchen. Ich helfe dir», sagte ich.

Mit einigen Sekunden Verzögerung glätteten sich die Falten auf Holgers Stirn. «Sieh sie dir an, Lou. Und dann sag mir, was du denkst.»

Er erhob sich mit einer für seine Körpermasse erstaunlichen Geschmeidigkeit und bat mich mitzukommen. Als Holger zuhinterst im Nordflügel auf eine Glastür zusteuerte, die sich nur über einen Badge öffnen liess, blieb ich abrupt stehen.

«Das ist doch die Neonatologie», sagte ich.

«Josephine ist erst vierzehn Wochen alt. Sie ist in einem kritischen Zustand und benötigt intensivmedizinische Betreuung. Seit Beginn der Krankheit hat sie bereits tausenddreihundert Gramm Gewicht verloren», sagte er in sachlichem Ton, als ob nichts dabei wäre.

Ich schluckte und fluchte lautlos. Holger wusste genau, weshalb er mir Josephines Alter bisher verschwiegen hatte.

Die automatische Tür öffnete sich mit einem leisen Zischen, und wir betraten eine sterile Hightech-Welt, in der Inkubatoren im Wert von Hunderttausenden von Franken in Betrieb waren. Es war eine Welt, die nur wenige zu Gesicht bekamen, denn neben dem Fachpersonal hatten nur die Eltern der Neugeborenen Zugang. Es war eine Welt, in der nur geflüstert wurde und das Licht vierundzwanzig Stunden am Tag gedämpft war, um die Frühgeborenen oder schwer kranken Neugeborenen möglichst sanft in ihr Leben oder in den Tod zu begleiten.

Die Neonatologie des Walmont hatte Platz für maximal sechs Neugeborene. Ich zählte fünf Inkubatoren, von denen vier belegt waren. Ausser uns befand sich noch eine Pflegefachfrau im Raum, die etwas weiter hinten am Mitarbeitertisch Tee trank und kurz von ihrer Zeitung aufsaß, als wir uns näherten. Wir durchquerten den ersten Raum und kamen zu einem zweiten, viel kleineren Zimmer, in dem sich lediglich ein einziger Inkubator befand. Auf dem Tisch am Fenster lag ein aufgeklappter Koffer mit einem Berg Babykleidern, die jemand achtlos

durchwühlt hatte. Es war ein grosser Koffer mit einem Logo in Goldprägung, das sogar mir Marken-Banansen bekannt war: Vuitton. Da hatte jemand tatsächlich viel Geld. Und hielt es auch für nötig, das kundzutun.

Wir gingen zum Lavabo, wuschen unsere Hände, desinfizierten sie sorgfältig und rüsteten uns mit Handschuhen und Mundschutz aus. Ich atmete viel zu rasch, und mein Herz raste. Ich war Forscherin, Wissenschaftlerin, Statistikerin – keine Ärztin. Normalerweise beschäftigte ich mich mit der Analyse von Daten, mit epidemiologischen Modellen, mit den Rätseln der Mathematik. Ich besuchte keine Patienten und ganz gewiss keine todkranken Neugeborenen auf der Intensivstation. Holger studierte den Monitor, der leise piepste. Ich erkannte die Angaben für Herzfrequenz, Blutdruck und Sauerstoffsättigung der kleinen Patientin. Schliesslich zwang ich mich, in den Glaskasten hineinzuschauen. Zuerst sah ich nur Plüschtiere. Hellblaue, hellrosa, hellgelbe und hellgrüne Entchen und so Zeugs. Dazwischen fast verborgen lag ein kleiner nur mit einer Windel bekleideter Körper. Ich sah graue, über den mageren Leib straff gespannte Haut, viel zu grosse Pflaster, die Infusions- und Überwachungskabel festhielten, winzige ausgestreckte Gliedmassen. Der obere Teil von Josephines Gesicht war bedeckt von einer Atemmaske, die viel zu wuchtig wirkte, ein dünnes Ärmchen stand rechtwinklig vom Körper weg, fixiert für eine Infusion. Sie hatte die Augen fest geschlossen, das Gesicht wirkte verkrampft, das eine Händchen, das ich sehen konnte, war zur Faust geballt.

Es war nicht das erste Mal, dass ich einen Säugling sah, der intensivmedizinisch betreut wurde, aber ich musste mich auch dieses Mal dazu zwingen, zu glauben, dass dies alles zu seinem Wohl geschah. Es sah grausam aus – und das war es vielleicht auch. Der kleine Körper rang mühsam nach Luft – jeder Atemzug eine sichtbare Anstrengung. Ich heftete meinen Blick auf Josephines fest geschlossene winzige Faust.

«Die Sauerstoffsättigung ging seit gestern immer mehr zurück. Seit vier Stunden hat sie jetzt ein CPAP.»

Ein CPAP war eine Maske, die über die Nase gestülpt wird und dem Patienten beim Atmen hilft. Es handelt sich um eine noninvasive Beatmungstherapie, da sie dem Patienten das Atmen weder abnimmt noch die Atemfrequenz oder die Atmungstiefe vorgibt. Voraussetzung für ihren Einsatz war allerdings, dass der Patient noch selbstständig atmete.

Josephines Monitor begann leise, aber in hoher Frequenz zu piepsen. Holger schaute auf die Anzeige, stellte das Piepsen ab und kitzelte Josephines Füßchen.

«Warum machst du das?», fragte ich erstaunt.

«Ab und zu vergisst sie zu atmen. Kitzeln hilft am schnellsten und einfachsten.»

Der kleine Körper zuckte zusammen, und Josephine nahm einen tiefen Atemzug. Holger streichelte sanft Josephines Köpfchen.

«Wie schlimm steht es?», fragte ich leise.

«Falls es so weitergeht, hat sie wohl keine zweiundsiebzig Stunden mehr.»

«Beschreibe mir ihre Symptome ganz genau, bitte.»

Er seufzte und blätterte in dem Krankendossier. «Es ist leider alles sehr unspezifisch, das ist ja das Problem.»

Holger überlegte und sein Ausdruck wurde weicher. Trotz der Müdigkeit wirkte sein Gesicht noch immer anziehend auf mich. Ich war damals heftig in ihn verliebt gewesen, hatte dafür einen viel zu hohen Preis zahlen müssen und mir geschworen, nie mehr eine solche Nähe zwischen uns zuzulassen.

«Josephine hat nie gut getrunken. Sie ist beim Stillen immer wieder eingeschlafen und hat deshalb nur langsam Gewicht zugelegt. Aber dann, vor drei Wochen, ist der Mutter aufgefallen, dass Josephine überhaupt nicht mehr trinken wollte», fuhr Holger fort. «Der Hausarzt hat sie auf eine Hals- oder Ohrenentzündung untersucht, die beim Schlucken schmerzen würde. Aber das war es nicht. Sie schläft viel mehr als vor der Erkrankung, und sie ist im wachen Zustand sehr matt. Sie hat bisher rund fünfundzwanzig Prozent ihres Körpergewichts verloren. Seit fünf Tagen hat sie nun auch Fieber. Heute Abend

waren es achtunddreissig Komma sieben. Das ist für ein kleines Kind nicht sehr hoch, aber die Temperatur steigt stetig an.»

Ich zwang mich, den Anblick des kleinen Wesens zu verdrängen und nachzudenken. Ganz von vorne. Basics. Bei dem Ausbruch einer ansteckenden Krankheit spielen drei Faktoren mit: die Person, der Erreger und die Umweltbedingungen. Eine Person kann mehr oder weniger anfällig für den Erreger sein, abhängig von verschiedenen Eigenschaften wie der Stärke ihres Immunsystems, ihrem allgemeinen Gesundheitszustand, ihrem Verhalten und auch ihrer Lebenslage. Armut macht krank, das gilt auch für die Anfälligkeit gegenüber Infektionen. Dann kommt es natürlich auch auf den Erreger an. Es kann sich um Bakterien, Viren oder Parasiten handeln. Es gibt Erreger wie zum Beispiel Ebola, die einen Organismus in wenigen Tagen in einen blutigen Matsch verwandeln; andere lauern jahrzehntelang im Körper auf ihre Chance oder entwickeln sich extrem langsam. Die Umgebungsbedingungen haben ebenfalls einen Einfluss darauf, wie stark und wie lange jemand dem Erreger ausgesetzt ist. Wichtig sind beispielsweise die Enge der Wohnverhältnisse oder der Zustand der sanitären Anlagen. Vor allem in den Tropen gibt es unzählige Erreger, die bei uns wenig bekannt sind und schwere Erkrankungen auslösen können.

«Was meinst du zur Mutter selbst? Wirkt sie gesund?», fragte ich.

«Sie ist sehr müde, aber das kann auch eine Folge der Belastung der letzten Wochen sein. Sie könnte auch anämisch sein.»

Anämie, Blutarmut, kann harmlose Ursachen haben, aber auch Folge einer ernsthaften Erkrankung sein. Trotz CPAP-Maske hob und senkte sich Josephines Brustkasten krampfartig in dem Bemühen, genug Luft zu bekommen. Dunkle Schatten lagen unter den geschlossenen Augen. Ich musste unbedingt mit der Mutter sprechen, um herauszufinden, um was für einen Erreger es sich handeln könnte.

«Wo ist die Mutter eigentlich?», fragte ich leise.

«Am Handy. Eine Geschäftsbesprechung nach der anderen.» Unsere Augen trafen sich, aber Holger sagte nichts weiter,

sondern wandte sich dem Kind zu und wischte sich Schweiß von der Stirn. In diesem Moment schlug Josephine die Augen auf und schaute mich an. Ich erschrak. Ihr Blick war viel zu direkt und bewusst für so ein kleines Wesen. So schaute jemand drein, der schon ein ganzes Leben hinter sich hatte. Sie streckte ein knöchiges Händchen aus und bekam ein Kabel des Überwachungsmonitors zu fassen. Ich ertappte mich dabei, dass ich ein «Bitte-lass-die-Kleine-leben-Amen» betete. Holger hatte sich in der Zwischenzeit auf einen Stuhl sinken lassen. Er sah völlig erschöpft aus.

«Könntest du dich bereits angesteckt haben, Holger?», fragte ich.

«Keine Ahnung. Ich weiss ja noch nicht einmal, um was es sich handelt.»

«Und genau das macht mich noch verrückt», kam eine schneidende Stimme von hinten.

Erschrocken fuhr ich herum. Eine hochgewachsene Frau in einem gut geschnittenen, aber arg zerknitterten Kostüm hatte unbemerkt das Zimmer betreten. Alles an ihr war mager und edel, genau in der Mitte zwischen schön und hässlich. Sie erinnerte mich an einen dieser Windhunde adliger Abstammung, die immer vollkommen beherrscht sind und sich selbst ungemain wichtig zu nehmen scheinen. Die Frau strahlte eine Energie aus, die zugleich aggressiv und arrogant wirkte. Trotz der wohl schlaflosen Nacht und all dem Stress waren ihre blonden Haare perfekt frisiert, und sie hatte sich geschminkt. Ich gebe es zu, sie war mir sofort unsympathisch.

«Frau Bauer-Sommerfeld, die Mutter von Josephine Eugenia», stellte Holger die Frau vor.

«Und das ist?», fragte sie und musterte mein Äusseres ungnädig.

Zu Ehren von Hergé trug ich heute ein Sweatshirt, das Tim und Struppi auf einer Bergtour im Himalaja zeigte, eine Jeans, die zugegebenermassen schon bessere Tage gesehen hatte, und dazu Segeltuchschuhe, die ein klitzekleines Loch beim grossen Zeh hatten. Aber nur rechts. Ich hob mein Kinn und gab ihnen

Blick kühl zurück. Steil nach oben. Sie war sicher einen Kopf grösser als ich.

«Entschuldigen Sie bitte. Darf ich Ihnen Frau Doktor Louisa Beck vorstellen? Sie ist zuständig für ansteckende Krankheiten im Walmont.»

«Wie fühlen Sie sich, Frau Bauer?», fragte ich. Sie sah wirklich auffallend bleich aus.

«Kommen Sie mir nicht auf diese Tour! Es geht hier nicht um mich. Kümmern Sie sich endlich um meine Tochter.»

«Im Gegenteil, es geht hier auch um Sie», entgegnete ich scharf.

«Nicht so laut», unterbrach uns Holger.

Frau Bauer hustete.

«Haben Sie eine Erkältung? Fieber?», fragte ich.

«Nein. Der Husten kommt vom Rauchen. Mein einziges Laster.»

«Haben Sie während der Schwangerschaft geraucht?»

«Jetzt hören Sie schon auf! Josephines Krankheit hat nicht das Geringste mit meinem Rauchen zu tun, und das wissen Sie ganz genau. Sie wollen mir wohl ein schlechtes Gewissen machen, um von Ihrem eigenen Unvermögen abzulenken.» Sie kniff ihre Augen zusammen. «Oder werden Sie vielleicht von Santixworld gesponsert hier?»

«Das Milchpulver», erklärte Holger leise.

Ich gab Holger ein Zeichen, dass ich ihn alleine sprechen wollte.

In Holgers Büro diskutierten wir die nächsten Schritte. Als Erstes sollte Josephines Krankenzimmer als Isolationsraum gekennzeichnet werden, solange wir nicht ausschliessen konnten, dass sie eine ansteckende Krankheit hatte. Die Mutter musste ebenfalls als Patientin aufgenommen und gründlich untersucht werden. Sie sollte das Isolationszimmer ebenfalls nicht mehr verlassen, bis wir mehr wussten. Holger bat mich, mit Frau Bauer zu sprechen und ihre Einwilligung einzuholen. Er müsse sich auf das Kind konzentrieren können. Ich seufzte.

Sie ist einfach eine Mutter, die Angst hat. Vuitton-Koffer,

adlige Windhundabstammung und aggressives Gebaren hin oder her, dachte ich.

Das Gespräch verlief dann einfacher, als ich gedacht hatte. Sie habe sowieso nicht vor, das Spital zu verlassen, meinte sie. Sie würde eine Nachbarin anrufen, damit sie ihr saubere Kleidung und ein Nachthemd bringen würde. Ich beobachtete sie, während sie leise mit ihrer Tochter sprach und jedes Mal zusammenzuckte, wenn der Monitor ein ungewohntes Geräusch von sich gab. Eine Schwester betrat das Zimmer, mass Josephines Puls und kontrollierte die Atmung.

«Vor drei Wochen war Josephine noch gesund», sagte Frau Bauer an niemanden im Besonderen gerichtet, «dann habe ich ihr dieses neue Milchpulver gegeben und seither ...»

«Sind Sie nach der Geburt ins Ausland verreist?», fragte ich in beiläufigem Ton.

«Wir haben es bisher nicht mal nach Chur zu ihren Grosseltern geschafft.»

«Und Ihr Mann war auch nicht alleine verreist? Vielleicht nur ganz kurz für eine Geschäftsreise?»

Frau Bauer schüttelte den Kopf und hustete wieder. Sie hob abwehrend den Arm, als ich etwas sagen wollte. «Ja, ja. Ich weiss, dass ich mit dem Rauchen aufhören sollte. Aber im Moment schaffe ich das nicht. Erst muss die Kleine aus dem Gröbsten raus sein. Dann gehe ich das an. Ich verspreche es.»

«Mit wem hatte Josephine sonst noch Kontakt? Ich meine, regelmässigen engen Kontakt?», fragte ich.

«Es ist das Milchpulver. Warum glauben Sie mir nicht?», fuhr sie mich wütend an.

Ich schwieg und wartete.

«Sie hatte nur mit mir und meinem Mann engen Kontakt. Und wir sind beide vollkommen gesund», sagte sie widerwillig.

«Hm. Sind Sie sicher?»

«Ach, ich habe natürlich nicht geschlafen die letzten Nächte. Und ich bin seit Monaten müde, aber das ist ja kein Wunder nach einer Geburt.»